

Paul Meisenberg

Kirche vor Ort - lebensnotwendig

Notwendige Zentralisierung?

In fast allen deutschen Diözesen sind zurzeit Umstrukturierungen im Gange, die darauf hinauslaufen, viele Gemeinden zu einer Zentralpfarre zu vereinen. Dafür gibt es mehrere Gründe. Hauptursache ist der Priestermangel; daneben spielen kirchliche und gesellschaftliche Faktoren eine wichtige Rolle: die Zahl der sonntäglichen Gottesdienstbesucher wie der katholischen Christen in den Gemeinden überhaupt ist kleiner geworden. Finanzielle Engpässe sind meist die Folge davon. Hinzu kommt die größere Mobilität der Menschen, wodurch der Eindruck entstehen kann, als sei die Gemeinde vor Ort für viele Menschen nicht mehr so wichtig. Ist es da nicht klug und weitsichtig, Gemeinden, die sich in einem überschaubaren Umkreis befinden, zu einer zentralen Pfarrei zusammenzuführen, selbst wenn sie sich, wie es in ländlichen Gebieten nicht selten der Fall ist, über sehr viele Jahrzehnte, oft sogar über Jahrhunderte hin ihrer Eigenständigkeit erfreuen konnten?

Joachim Thull, Dechant in Köln-Porz, hat dargelegt, wie er zusammen mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in einem solchen Fall verfahren ist.¹ Über einen Zeitraum von neun Jahren ist dort aus vier selbstständigen Gemeinden eine Zentralpfarre entstanden. Dass dies schließlich gelang, war das Ergebnis zahlreicher Gespräche und Konferenzen, in denen es immer aufs Neue um Einfühlungsvermögen, Überzeugungsarbeit und schließlich um mehrheitsfähige Entscheidungen ging. „Man kann sich nur von dem Gedanken verabschieden, zu meinen, man könne jeden

behalten und mitnehmen“. Wie groß der Verlust an Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern war, bleibt bei dieser Feststellung offen. Eine gewisse Widersprüchlichkeit erweckt der Bericht, wenn er einerseits betont, dass das Gemeindeleben in allen vier bisherigen Gemeinden reduziert beibehalten worden ist, andererseits aber feststellt, dass „durch einen glücklichen Zufall ... eine Kirche samt Pfarrhaus und Pfarrheim“ an eine orthodoxe Gemeinde verpachtet worden ist. Kirche, Pfarrhaus und Pfarrheim werden nicht mehr gebraucht? Damit dürfte die besagte Gemeinde zumindest auf längere Sicht zum Absterben verurteilt sein.

Ich verhehle nicht die generelle Skepsis gegenüber einer solchen Zentralisierung, wenn Thulls Darlegungen auch zu erkennen geben, dass man in Köln-Porz erreicht hat, mit Hilfe der neuen Gegebenheiten einer effektiven Pastoral neue Chancen zu eröffnen. Erfreulich ist gewiss auch, dass, wie der Autor versichert, viele aktiv Beteiligte durch die jahrelange gemeinsame Planung, Beschlussfassung und Durchführung des Projektes zu einer verbesserten Zusammenarbeit gefunden haben.

Verschiedene Ebenen: Weltkirche – Ortskirche – Ortsgemeinde

Das Zweite Vatikanische Konzil sagt zu Beginn der Kirchenkonstitution: Christus ist das Licht der Völker und die Kirche ist „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1). Mithin hat Christus der Kirche den Auftrag gegeben, alle Menschen, welcher Herkunft sie auch sind, zu Gott ihrem Schöpfer und Erlöser zu führen. Eine gewaltige Aufgabe, die der Kirche damit übertragen ist. Das Konzil erhofft, dass durch die Liebe und Fürsorge des Schöpfergottes die Einheit der Menschheit befördert wird – jene grundlegende Einheit,

deren Voraussetzungen Frieden, Sicherheit und Gerechtigkeit sind.

Die Frage drängt sich auf, wer ein solches Programm in die Tat umsetzen soll. Die Konzilsväter haben darauf indirekt wichtige Antworten gegeben: das Gemeinsame Priestertum, die Teilhabe aller getauften und gefirmten Christen am dreifachen Amt Christi, der Glaubenssinn des gesamten Gottesvolkes und die Charismen und Fähigkeiten jedes Einzelnen – all dies dient der gemeinsamen Sache, nicht zuletzt auch die Verbundenheit der Katholiken mit den nichtkatholischen Christen, ja mit allen Menschen guten Willens. Diese verschiedenen Aspekte, so das Konzil, werden verwirklicht in der Weltkirche, in den Ortskirchen mit den Bischöfen an der Spitze, aber auch in den Ortsgemeinden, ist doch die Kirche Christi „wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selber Kirchen heißen. Sie sind nämlich je an ihrem Ort im Heiligen Geist und mit großer Zuversicht (vgl. 1 Thess 1,5) das von Gott gerufene neue Volk. In ihnen werden durch die Verkündigung der Frohbotschaft Christi die Gläubigen versammelt, in ihnen wird das Mysterium des Herrenmahles begangen“ (LG 26). Der Artikel schließt mit einem Satz, der Beachtung verdient: „In diesen Gemeinden, auch wenn sie klein sind oder in der Diaspora leben, ist Christus gegenwärtig, durch dessen Kraft die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche geeint wird“ (ebd).

Dieser Artikel 26 macht das Kirchenverständnis des Konzils in seiner ganzen Vielfalt deutlich. Das ist leicht erkennbar, wenn man LG 26 zusammen mit LG 8 betrachtet, wo es heißt, die Kirche Jesu Christi „subsistiert“ in der katholischen Kirche. Dadurch ist ihr weltkirchlicher Charakter angesprochen. Andererseits heißt es LG 23, die eine und einzige katholische Kirche „besteht“ in und aus den vielen Partikularkirchen. In allen drei Artikeln „geht es um die

sakramentale Identität und Differenz zwischen der Kirche Jesu Christi (als Glaubensgegenstand) und der jeweiligen empirischen Größe, sei es die katholische Kirche als ganze, seien es die bischöflichen Ortskirchen, seien es die lokalen Gemeinden“.²

Karl Rahner hat in zahlreichen Vorträgen, die er im Jahr 1966 unmittelbar nach dem Konzil zum Thema „Das neue Bild der Kirche“ gehalten hat,³ als ganz neuen Aspekt den der Gemeinde vor Ort herausgestellt. Der Charakter der Kirche als Weltkirche sei zwar unaufgebar, aber die zitierte Passage aus LG 26 sei gerade auch von deutschen Bischöfen gewünscht worden. „Man wollte die konkrete Kirche des alltäglichen Lebens da sehen, wo sie den Tod des Herrn feiert, das Brot des Wortes Gottes bricht, betet, liebt und das Kreuz des Daseins trägt, wo ihre Realität wirklich eindeutig und greifbar mehr ist als eine abstrakte Ideologie oder eine dogmatische These oder eine gesellschaftliche Großorganisation“.⁴ Damit werde von der Ortsgemeinde „das Höchste gesagt, was schließlich von der Gesamtkirche gesagt werden kann, nämlich, dass in ihr Christus selbst, sein Evangelium, seine Liebe und die Einheit der Glaubenden gegeben ist“. Die Gemeinde vor Ort hat es „deshalb nicht verdient, der Wirklichkeit Gesamtkirche einfach nachgeordnet zu werden“.⁵

Über die „örtliche“ Ekklesiologie weiter nachzudenken und sie zu fördern, sah Karl Rahner damals als eine wichtige Aufgabe der Zukunft an. „Da ist gewiss noch unermesslich viel zu tun“.⁶ Beispielsweise wird man in der Ortsgemeinde „auf die reale Vielfalt in Gestalt konkreter Menschen und konkreter Glaubensbiographien setzen, die das Leben der Gemeinde konstituieren. Sie repräsentieren einen Schatz, der das entscheidende Faustpfand einer Gemeinde ist. Ein Schatz, der in unterschiedlicher Intensität bleibend auf die Verkündigung, auf das Abendmahl und auf die Liebe angewiesen ist“.⁷

Pastorale Konsequenzen – amtlich gefördert

Die theologischen Erkenntnisse über das Selbstverständnis der Kirche beziehen sich auf alle Ebenen des kirchlichen Lebens, wobei die pastorale Ausrichtung des Konzils immer beachtet werden muss. Sprach die Kirchenkonstitution vom Gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen und dessen Implikationen, so war das zugleich eine Aufforderung zum Handeln, mehr noch: zu tief greifender Erneuerung des kirchlichen Lebens.

Der Rückblick auf die vergangenen vierzig Jahre macht offensichtlich, dass die Gemeinden vor Ort sich sehr bald den neuen Aufgaben gestellt haben, die offiziell erwartet wurden. Man braucht nur an die Gründung der Pfarrgemeinderäte Ende der sechziger Jahre zu erinnern, die zu einem spürbaren Aufbruch führten. Er erfasste vor allem die Laien, die gleichzeitig mit ihren neuen Funktionen ein erstaunliches Interesse an theologisch-kirchlicher Bildung erkennen ließen, um für ihre Aufgaben besser gewappnet zu sein. In den siebziger Jahren setzte sich der Aufbruch fort. Die Würzburger Synode (1971-75) nahm u. a. die Schaffung neuer kirchlicher Ämter, der Pastoralreferentin und des Pastoralreferenten, dankbar entgegen und ermutigte darüber hinaus die Gläubigen insgesamt zu vielfältigen Tätigkeiten vor Ort. Gleich das erste Synodendokument empfahl „die Beteiligung der Laien an der Verkündigung“.

Es stellte sich heraus, dass die Verwirklichung der Ideen und Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Jahrzehnten danach am besten in den Gemeinden vor Ort gedieh: Die Glieder des Volkes Gottes mit ihren unterschiedlichen Charismen und Fähigkeiten, aber auch mit dem Willen zur Gemeinsamkeit wurden in effizienter Weise aktiv. Das Ergebnis waren Gemeinden, in denen das vertrauensvolle Miteinander von Klerus und Laien, von Jung und Alt, ohne

Berührungsgängste immer selbstverständlicher wurde.

Die Ortsgemeinde als Schule des Glaubens

„Da ist gewiss noch unermesslich viel zu tun“! Die Aufforderung Karl Rahners gilt uneingeschränkt auch heute. In aufgeschlossenen Gemeinden ist es immer wieder gelungen, Kirchenfernere anzusprechen und zur Mitarbeit zu ermutigen. Das erfordert selbstverständlich ein gutes Einfühlungsvermögen und oft viel Geduld. Wenn sich auch nur einige Mütter und Väter beispielsweise anlässlich der Vorbereitung und Feier der Erstkommunion ihrer Kinder über dieses Ereignis hinaus für die Mitarbeit in der Gemeinde gewinnen lassen und die Kinder als Ministranten in näheren Kontakt zur Gemeinde kommen, wird das Miteinander von Kerngemeinde und Distanzierteren realisiert, mehr noch: die Ortsgemeinde stellt sich auf ihre Weise in den Dienst der Zielsetzung, die die Konzilsväter der Kirche vorgegeben haben: sie solle die Menschen auf ihrem Weg zu Gott begleiten (vgl. LG 1).

Solche Ortsgemeinden mit ihrer Offenheit und ihrem einladenden Charakter müssen erhalten bleiben. Dafür sprechen psychologische, vor allem aber pastorale Gründe. Die verschiedenen Aspekte fließen in einen einzigen zusammen, und dieser lautet: die Menschen dürfen ihre kirchliche Beheimatung nicht verlieren. Das gilt beileibe nicht nur für die Aktiven, die in Kirche und Pfarrbüro sozusagen ein und aus gehen, sondern genauso für die Kirchenfernere, die die Veränderungen um „ihre“ Gemeinde noch viel weniger verstehen, weil sie deren Ursachen und Begründungen gar nicht mitbekommen haben. Das Wesen der Ortsgemeinde verbietet deren Einschränkung oder gar Schließung, denn es ist der Glaube, der die Beheimatung dringend benötigt. Wir wissen fast alle aus eigenem Erleben, wie wertvoll die ersten Erfahrungen mit Kirche

gewesen sind, die uns unsere Heimatgemeinde vermittelt hat. Zumal junge Menschen sollten dort Christen begegnen, die sie freundlich aufnehmen. Es sind Menschen, die auf ähnliche Weise selbst zum Glauben an Jesus Christus gekommen sind und nun dafür einstehen, dass Nachfolgende denselben Weg gehen können. Das bedeutet: in der Ortsgemeinde lernt der Einzelne von Jugend auf den Glauben kennen und emotional zu erleben. Das ist die Voraussetzung dafür, dass er später selbst davon Zeugnis zu geben vermag.

Dieses Miteinander-Glauben-Können und den Glauben-Bezeugen ist nicht beliebig auf eine Großpfarrei übertragbar und erst recht nicht „von oben“ her anzuordnen. Jürgen Werbick schlussfolgert daraus: Wo das geschieht, „da macht man die Kirche zum Ärgernis – weil man sie in dem, was sie elementar sein soll, nicht zu brauchen meint“.⁸ „Wo die Kirche vor Ort nicht mehr angetroffen wird, da verliert sie ihre Sichtbarkeit und Greifbarkeit, da wird sie zur bloßen Behauptung. Gemeinde ist die elementare gemeinschaftliche Realisierung des Zeugnisses; sie ist der Raum, in dem das Wort Menschen formt, die es mit ihrem Leben sagen wollen. Wo Gemeinden nur noch als die – je nach Personallage – offen gehaltenen oder zu schließenden Filialen eines religiösen Dienstleistungskonzerns betrachtet werden, da droht zu verdunsten, was die Kirche zur Kirche macht; da wird die Kirche Ärgernis und nicht mehr Zeugnis geben, weil sie sich von den Orten wegstiehlt, an denen das Zeugnis konkret werden soll“.⁹ Damit würde man die Menschen allein zurücklassen. Genau das aber darf nicht geschehen. Jeder Suchende sollte seinen Pastor, den er „von früher her“ kennt, wieder finden und nicht etwa erfahren, dass dieser ersatzlos versetzt ist und die Heimatgemeinde in der früheren Form gar nicht mehr existiert.

Auffällig, aber keineswegs verwunderlich ist, dass Autoren, die sich intensiver mit der heutigen Situation der Gemeinden befassen,

zu demselben Ergebnis kommen: Die Ortsgemeinde muss unbedingt erhalten bleiben. Auch die Begründungen für diese These sind erstaunlich ähnlich. Die Gemeinde vor Ort ist für die Erneuerung der Kirche zwingend notwendig. Ohne sie gibt es die Erneuerung nicht, konstatiert Bernhard Spielberg¹⁰ und zitiert Regina Polak, die darüber eine umfangreiche Untersuchung vorgelegt hat: „Die Zukunft der Kirche wird davon abhängen, ob es den Gemeinden gelingt, sich zu erneuern und wieder als Orte lebendiger, offener und kraftvoller Spiritualität öffentlich wahrnehmbar zu werden. Ohne lokale Gemeinden gibt es kein Christentum. Die Gemeinde als Kirche vor Ort (LG 26) ist der zentrale Personalraum, an dem Gott sein Vorhaben mit den Menschen realisieren und in diesen glaubenden Gemeinschaften wahrnehmbar werden lassen will, wie er den Menschen gemeint hat ... Gemeindeentwicklung ist also der Schlüssel zur Lösung der Kirchenkrise“.¹¹

Notwendige Erneuerung der Gemeinden

Hier tritt zweierlei zutage, was geschehen muss, um die Ortsgemeinden zu erhalten. Zum einen müssen die äußeren Voraussetzungen in personeller und ökonomischer Hinsicht gesichert bleiben. Das ist nach unserer Kirchenordnung vornehmlich die Aufgabe der Bischöfe mit ihren Ordinariaten. Zum anderen müssen aber auch die Gemeinden selbst, wie es Regina Polak formuliert, alle Anstrengungen unternehmen, „sich zu erneuern und wieder als Orte lebendiger, offener und kraftvoller Spiritualität öffentlich wahrnehmbar zu werden“. Das ist ein anspruchsvolles Programm. Die Pastorkonstitution des Konzils hat schon damals die Kirche in die Pflicht genommen, „nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen

tigen und zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben“ (GS 4). Heute ist festzustellen: Wo die Anregungen des Konzils, insbesondere der Pastorkonstitution aufgegriffen und nach Kräften realisiert wurden, hat das spürbar dazu beigetragen, dass die Christen in den verschiedenen Ländern, Regionen und Kulturen als gestaltende Kräfte wahrgenommen wurden und sie in der Tat, besonders in Lateinamerika, dem „Fortschritt der Völker“¹² zu dienen vermochten.

Statt den heutigen Rückgang des kirchlichen Lebens lediglich zu registrieren und daraus falsche Schlussfolgerungen zu ziehen, wäre es viel dienlicher, dass Ortsgemeinden parallel zur spirituellen Förderung ihrer Mitglieder regelmäßig aktuelle Fragen der Gegenwart aufgreifen und, wo immer möglich, im Diskurs nach Antworten suchen. Dabei wird manche Gemeinde an längst Bewährtem anknüpfen können, aber auch neue Ideen, die der Vermittlung dienen, aufgreifen. Anderen Gemeinden können solche Aktivitäten neue Perspektiven eröffnen und auf längere Sicht wieder Aufmerksamkeit und Zulauf beschern. Immer wichtiger wird hier die ökumenische Zusammenarbeit, angefangen bei gemeinsamen Gottesdiensten über Vortrags- und Diskussionsveranstaltungen bis zu gemeinsamen Besuchsdiensten und festlichen Feiern. Was die Möglichkeit der Ansprache des heutigen Menschen in Glaubens- und Lebensfragen angeht, sitzen wir mit den Christen anderer Konfessionen vor Ort im selben Boot. Es geht um den missionarischen Aspekt, auf den die Kirche keinesfalls verzichten kann. Er muss in den Ortsgemeinden immer aufs Neue manifest werden.

Voraussetzung für die Verwirklichung solcher Chancen und Möglichkeiten ist selbstverständlich der Freiraum, den wir den Ortsgemeinden gewähren, damit sie im Rahmen des Vorgegebenen ihr eigenes Profil entwickeln können – je nach den ört-

lichen kulturellen und gesellschaftlichen Gegebenheiten und im Blick auf die Wünsche und Entfaltungsmöglichkeiten der betreffenden Menschen. Die in einer Gemeinde verantwortlichen Laien müssen dabei in guter Zusammenarbeit mit den Seelsorgern und Seelsorgerinnen mehr und mehr Subjekte der Pastoral werden. Dadurch wird der Gemeinde die „wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit“ (LG 32) bewusst. „Ja sie wird dessen inne, dass in der Tat das grundlegende Priestertum in der Kirche das Priestertum der Kirche, also ihr eigenes Priestertum, ist, und dass das Amtspriestertum seinen theologischen Ort im Priestertum des Volkes Gottes hat“.¹³ Wenn dann noch eine behutsame, kritische Begleitung stattfindet, die für notwendige Korrekturen und gleichzeitig für Anregungen sorgt, kann eine solche Gemeinde nicht nur ihre Lebendigkeit bewahren, sondern auf Kirche und Gesellschaft in ihrem Umfeld inspirierend wirken.

Was spricht eigentlich dagegen, wenn, beispielsweise von Seiten einer Diözesanleitung, ein Wettbewerb veranstaltet wird, durch den sich in einem längeren Zeitraum (von ca. 10 Jahren) erweisen würde, welche Gemeinde ihre innere Erneuerung am besten zustande bringt? Dabei würde sich im Umkehrschluss auch zeigen, welche Gemeinde nicht mehr lebensfähig ist. In einem solchen Zeitraum könnte zudem in vielen Fällen das leidige Finanzproblem angegangen werden: Attraktive, lebensfähige Gemeinden dürften es in aller Regel schaffen, Sponsoren zu finden, durch die für den Erhalt notwendige Zusatzmittel aufgebracht werden.

Als Konsequenz aus dem Dargelegten sollte jedem Verantwortlichen einsichtig werden, dass auch dort, wo man eine Zentralisierung („Zentralpfarrei“) für unumgänglich hält, die Gemeinden vor Ort um der Menschen willen ihrer Lebens- und Entfaltungsmöglichkeiten nicht beraubt werden dürfen.

Die Unverzichtbarkeit der Ortskirche angesichts des Priestermangels

Jede Ortsgemeinde benötigt ihren Seelsorger, der sich ihre Anliegen zu eigen macht und mit den neben- und ehrenamtlichen Laien eng zusammenarbeitet. Ist er selbst nicht Priester, gehört ein Pfarrer (Pfarrvikar) hinzu, der die lebenswichtigen Belange der Gemeinde aktiv unterstützt. Spätestens hier ergibt sich das Dilemma: Sind alle noch so guten Begründungen für den Bestand der Ortskirchen, wie es Stefan Knoblauch formuliert, „für die Katz“¹⁴, weil sie am Priestermangel über kurz oder lang scheitern? Ein Blick auf die gegenwärtige Situation und insbesondere die Prognosen der Priesterzahlen für die nächsten zwei oder drei Jahrzehnte lassen das Schlimmste befürchten. Leider handelt es sich ja nicht um Horrormeldungen von notorischen Schwarzsehern, sondern sie haben offiziellen Charakter und beruhen auf genauen Berechnungen und Erwartungen bezüglich des Priesternachwuchses.

Unter diesen Umständen darf vielleicht mit aller gebotenen Behutsamkeit an den Hinweis von Karl Rahner aus dem Jahre 1970 erinnert werden, „dass die Kirche für einen genügend zahlreichen Klerus zu sorgen hat.“¹⁵ In der jahrzehntelangen lebhaften Debatte über den „Pflichtzölibat“ nach dem Zweiten Vatikanum, das zu diesem Thema geschwiegen hatte, verteidigte Rahner den Zölibat. Obwohl er nicht biblisch begründet und auch nicht zwingend notwendig sei, habe er aufs Ganze gesehen der Kirche viel Segen gebracht, und so gebe es gute Gründe für seine Beibehaltung. Aber Rahner fügte hinzu: „Wenn die Kirche eine genügend große Zahl von Weltpriestern nicht findet, außer sie gibt den Zölibat auf, dann hätte sie unter dieser Voraussetzung die Pflicht, auf den Zölibat zu verzichten.“ In Interviews fügte Rahner hellsichtig hinzu, die Kirche könne ja in die Lage kommen, infolge Priestermangels die sonntägliche Eucharistiefeier nicht mehr jeder Gemeinde garantieren zu können. Und im gleichen Jahre wagte

Joseph Ratzinger, unser heutiger Papst Benedikt XVI., einen Ausblick auf die Kirche im Jahr 2000: Die Kirche werde dann „gewiss neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen: In vielen kleinen Gemeinden bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“¹⁶ Müssen wir uns heute nicht vielleicht doch eingestehen, dass wir die Notlage erreicht haben, von der Karl Rahner noch als Möglichkeit sprach?

In der Notlage, in der wir angekommen sind, sehen die deutschen Bischöfe keinen anderen Ausweg als die Zentralisierung mit ihren oft bedrückenden Folgen: für die Gemeinden, für den Einzelnen und nicht zuletzt für die im Amt befindlichen Priester. Für sie ist es oft eine extreme Belastung, die Verwaltung des Mangels wohl oder übel umzusetzen. Bewundernswert sind andererseits Geduld und Gleichmut, mit denen offensichtlich die meisten Mitbrüder ihren Aufgaben weiter gerecht zu werden versuchen. Hilfreich sind gewiss auch spirituelle Anregungen in direktem Bezug auf die jetzige Situation.¹⁷ Indes – ist es der richtige Weg, die Lage nur in der Hoffnung auf den Herrn der Kirche und im Vertrauen auf die Weisheit der Letztverantwortlichen zu ertragen? Darauf wird vermutlich jeder eine andere, persönliche Antwort geben, keineswegs unabhängig von seiner gegenwärtigen Situation und Verantwortung.

Anmerkungen:

- ¹ Joachim Thull: Gemeindeentwicklung praktisch, in: Pastoralblatt 6/2008, 163-170.
- ² Medard Kehl: Reizwort Gemeindegemeinschaft, in: St.d.Z. 5/2007, 316-329, hier 317.
- ³ Karl Rahner: Das neue Bild der Kirche, in: Schriften zur Theologie VIII, 329-354, bes. 333-337.
- ⁴ Ebd. 335.
- ⁵ Jürgen Werbick: Warum die Kirche vor Ort bleiben muss. Donauwörth 2002, 41.
- ⁶ Karl Rahner: A.a.O., 336.
- ⁷ Stefan Knoblauch: Potential Ortsgemeinde, in: Orientierung 72 (2008), 204-209. 218-223, hier 220.
- ⁸ Jürgen Werbick: A.a.O., 29.
- ⁹ Ebd. 35.
- ¹⁰ Bernhard Spielberg: Kann Kirche noch Gemeinde sein? Würzburg 2008, bes. 377-420.
- ¹¹ Regina Polak: Religion kehrt wieder. Handlungsoptionen in Kirche und Gesellschaft. Ostfildern 2006, 352f.
- ¹² Außer der Pastoralkonstitution diente die Enzyklika Paul VI. *Populorum progressio* vom 26. März 1967 dem Aufbruch und der Erneuerung der Kirche in Lateinamerika.
- ¹³ Stefan Knoblauch: A.a.O., 221.
- ¹⁴ ebd. 222.
- ¹⁵ Karl Rahner, *Kritisches Wort, Aktuelle Probleme in Kirche und Welt* (Herder-Bücherei 363), Freiburg 1970, 115f.
- ¹⁶ Joseph Ratzinger, *Glaube und Zukunft*, München 1970, Neuausgabe 2007, 151f.
- ¹⁷ Vgl. *Anzeiger für die Seelsorge*, Heft 1/2009, Schwerpunktthema: Seelsorge statt Kirchen-sorge, mit Beiträgen von Stefan Knoblauch, Hubertus Brantzen, Andreas Wollbold, Martin Lätzel, u.a.